

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 100.

Berlin, Sonnabend den 21. August

1847.

Italien.

Italiänische Nächte.^{*)}

Diesen etwas absonderlichen Titel finden wir auf der ersten Seite eines Buches, das nicht mehr und nicht weniger enthält, als die Beschreibung einer Reise nach und durch Italien. Warum nun aber gerade „italiänische Nächte“? Hat der Verfasser vielleicht den ganzen Tag geschlafen und seine Wanderungen nur bei Nacht fortgesetzt? — Nichts weniger als das. — Oder will er uns etwa nicht sowohl seine täglichen als nächtlichen Abenteuer erzählen? — Ganz und gar nicht. — Nun denn? — In dem Vorworte belehrt er uns selbst über den Grund. „Nichts sey“ — meint er — „schwieriger für den Autor, als ein fertiges Buch glücklich aus der Taufe zu heben. Das Publikum habe Neigungen und Abneigungen in Bezug auf Namen, weshalb dem Schriftsteller Alles daran gelegen seyn müsse, in dieser Beziehung sein Wohlwollen zu erhalten.“ Nach diesen Einleitungsworten erfahren wir denn, daß er die „folgenden Skizzen deshalb Italiänische Nächte genannt, weil er damit die Wisbegier (nicht auch die Neugier?) desjenigen Publikums zu reizen glaube, das niemals die würzige Luft südlischer Nächte einathmete“ u. s. f. Da wir im ersten Augenblick, von der hierin herrschenden Absichtlichkeit und dem durch diese hervorgebrachten Schein unangenehm berührt, mit einem unwillkürlichen Mißtrauen an die Lektüre der „italiänischen Nächte“ gingen, so war es natürlich, daß wir uns doppelt freuten, daß sich dies Mißtrauen später als völlig ungegründet erwies. Der leichte und meist heitere Ton, womit der Verf. uns seine Reise-Skizzen vorführt und erklärt, die jugendliche Frische und Lebendigkeit seiner Naturanschauung, vor Allem aber die Kunst, seinen Leser zu belehren, ohne daß dieser es merkt — diese und andere Vorzüge erheben das Werk weit über die Reisebeschreibungen gewöhnlicher Art und lassen auch die kleinen Mängel, mit denen es behaftet ist, z. B. die mit unterlaufenden schwachen Wiße, fast ganz vergessen. Werfen wir daher einen etwas genaueren Blick auf seinen Inhalt.

Der Verf. nimmt von Leipzig, dem Ausgangspunkte seiner Reise, seinen Weg über Bayern, Tyrol, den Brenner, durch das Eisenthal, wendet sich sodann über Mailand nach Genua, um nach Livorno und von hier nach Civita-Vecchia überzusetzen. Von Civita-Vecchia bis Rom ist dann nur noch eine kleine Tagesreise.

Was in dem Buche über das eigenthümliche Wesen, die Tracht und Lebensart der Stadt- und Landbewohner Bayerns bemerkt wird, ist nicht uninteressant. Es hält sich sehr verständig hier weniger bei den oft beschriebenen Kunst- und sonstigen Schätzen auf, um sich desto mehr mit dem „vollen frischen Leben“ selbst zu beschäftigen. In Nürnberg ist dem Verf. besonders der Umstand aufgefallen, daß, „wenn man am Markttage auf die von Landleuten, von Ein- und Verkäuferinnen wimmelnden Straßen kommt, man nicht unter Menschen des neunzehnten Jahrhunderts zu leben, sondern in die Zeiten Albrecht Dürer's zurückversetzt zu seyn glaubt. Da baumelt und klirrt noch die lederne Gürteltasche an der Seite, die Baarschaft und Schlüssel birgt, und das altdeutsch geschnittene Gesichtchen mit den blauen Madonnen-Augen und dem kirschrothen Lippenpaar trägt um Stirn und Kinn noch dasselbe reine Leinentuch, das wir an den Frauen auf Gemälden Wohlgenuth's, Dürer's und Anderer als charakteristischen Schmuck aller Frauen bemerken. Auf dem künstlich gestickten Haar aber wackelt der büschenartige Kussatz von schwarzem Zeug mit in den Nacken herabfallenden Bändern und zeigt das gold- und silberbrokatene Krönchen heute noch wie vor vierhundert und mehr Jahren. Bei Alten und Armen sind Stirn- und Kinnentuch meist bunt, das niedliche Krönchen fällt fort und macht einer Pelzmütze oder einem breitkrämpigen Hute Platz, aber der Charakter der Tracht ist im Allgemeinen festgehalten.“ Es möge weit schönere und anmutvollere Trachten geben, meint unser Reisender, aber naive und bürgerlich solidere könne er sich nicht denken. Mit Bedauern erfahren wir auch, daß das Haus des wackeren Hans Sachs gegenwärtig in eine Garlücke und Bierschenke umgewandelt ist, die den Namen seines ehemaligen Besitzers als verlockendes Aushängeschild trägt. Das Haus Albrecht Dürer's hat man dagegen zu würdigerem Zwecke verwendet, indem der Kunstverein darin seine Schätze aufstapelt. Regensburg, wohin sich der Verf. von Nürnberg aus begab, fesselte ihn vorzugsweise durch die in der Nähe gelegene berühmte Balhalla. „In der Nähe“

— d. h. wenn man an dem Fuße des „eichenumrauschten Berges“ steht, auf dem die Balhalla thronet — „macht der imposante Bau mit seinem kolossalen cyclopischen Unterbau einen mächtigen Eindruck. Dieser Unterbau besteht aus über einander ruhenden Terrassen, die durch Doppeltreppen unter sich verbunden sind und langsam bis zur Höhe des Berges aufsteigen. Von den Abstiegen der Treppe hat man die herrlichsten Ausichten auf Strom und Land bis zu den fernem, nur wie dämmernde Schatten am Horizont aufsteigenden Alpen. Auf der zweiten Terrasse führt eine Thür ins Innere des Unterbaues, wo die für unser nordisches Klima nicht zu umgehenden Vorrichtungen zur Heizung während der Winter-Monate angebracht sind. Um den Leser nicht durch genaue Angabe der Länge, Breite und Höhe u. s. f. des Gebäudes zu ermüden“ — sagt der Verfasser — „führe er nur an, „daß der Bau dieses unstreitig großartigsten deutschen National-Tempels dorischer Ordnung ist und auf den schmalen Seiten aus je acht, auf den langen aus je sieben kannelirten Säulen besteht. Der Eindruck, den das gewaltige Gebäude auf den Beschauer macht, ist durchaus ein wohlthuender. Man fühlt sich von der reinen Schönheit architektonischer Formen geistig erhoben und stimmt, in glückliches Anschauen verloren, aus vollem Herzen mit ein in das Lob des Gründers. Ueberrascht von der äußeren Schönheit und Majestät dieses wunderbaren Baues, tritt man mit gespannter Erwartung in das Heiligthum seines Innern und wird von Hoheit, Glanz und kunstförmiger Harmonie dieser prachtvollen Halle in der That vollkommen geblendet. Der Fußboden ist aus buntem Marmor mosaikartig zusammengesetzt. Die Decke, die genau der schrägen Lage des metallenen Daches folgt, besteht aus geschliffenen und vergoldeten Erzplatten, mit himmelblauen, sternverzierten Kassetten, mit Schraubenköpfen und vergoldeten Tannenzapfen ungemein reich und mannigfaltig verziert. Durch die vorstehenden Pfeiler zerfallen die Wände in mehrere Felder, die ganz mit kostbarem Marmor bekleidet sind. In diesen Feldern stehen die Büsten. Zwischen den einzelnen Büstengruppen zeigen sich geflügelte weibliche Figuren von blendend weißem Marmor, Ballyren als Ruhmesgenien ausgeführt. Die oberen Wandfelder enthalten auf weißen Marmortafeln die Namen der Helden und großen Männer deutscher Vorzeit, von denen man keine Bildnisse vorfand. Auch zwischen diesen Feldern finden sich weibliche Statuen, aber in kolossaler Größe und altgermanischer Kleidung, die als gigantische Karyatiden das obere Gebälk tragen.“ Den Eindruck, den diese Riesen-Jungfrauen auf ihn hervorbrachten, schildert der Verfasser als seltsam. „Ihr Teint ist nämlich gelb, fast mulattenartig, die lang herabwallenden Haare von bräunlichem Blond; ihre Oberkleider sind hellblau, ihre Unterkleider weiß, Säume und Verzierungen daran reich vergoldet, und ein ganz vergoldeter Bärenpelz dient ihnen als Ueberwurf. — Den ganzen Saal umzieht ein Fries, der in meisterhaften Sculpturen die Urgeschichte Deutschlands von Professor Wagner in Rom darstellt. Die Rundbilder an beiden Giebeln des Tempels, von denen das südliche die Siegesfeier Germaniens in fünfzehn Figuren verfinbildlicht, die symbolisch an Deutschlands Wiederherstellung nach Beendigung des Befreiungskrieges erinnern sollen, das nördliche die Hermannschlacht im Teutoburgerwalde darstellt, sind von Schwanthaler.“ Der Verf. versichert, daß „das Unerwartete, Große, Erhabene und wahrhaft Schöne des künstlerisch vollendeten Baues auf ihn den erfreulichsten und nachhaltigsten Eindruck hervorbrachte.“

Auf München, das „deutsche Athen“, wie man es so oft rühmen hört, ist unser Reisender nicht allzu gut zu sprechen. Besonders hat ihm der Ton, welcher in den mittleren und höheren Kreisen der Gesellschaft dort herrscht, sehr mißfallen. Er findet deshalb nur „vier Dinge, die wesentlich zur Charakteristik Münchens dienen. Das Erste ist die ideale Seite dieser modernen und halb und halb künstlich antik gemachten Stadt, die Kunst; das Zweite, jene ideale Seite weit überflügelnd und das eigentliche perpetuum mobile im Münchener Volksleben, bleibt und wird seyn, so lange Alt-Bayern existirt, das Bier; das Dritte sind die Ringelhäubchen, und endlich das Vierte —“ der Verfasser macht einen Gedankenstrich und meint, „dies mag unbenamset bleiben.“ Gehen wir daher mit ihm, da er ohnehin uns von allen „vier Dingen“ nur Brocken liefert, aus dem „deutschen Athen“ und seiner bedrückenden Atmosphäre über die kühlen, frischen und freien Berge der Tyroler Alpen in das schöne Land der Myrthen- und Olivenwälder.

Ueber den Ortles herab, bei dem Comersee vorbei, dem er einen als sehr belohnend geschilderten Nachbesuch machte, nahm unser Reisender seinen Weg nach Mailand, das jedoch, wie er meint, wegen seiner flachen Lage und des Mangels an hohen Thürmen, die über die nächste ziemlich baumreiche

*) Italiänische Nächte. Reise-Skizzen und Studien von Ernst Bülow. 2 Bände. Leipzig, Fried. Fleischer, 1847.

Umgebung herausragen, keinen imposanten Anblick gewährt. Selbst die dünne Spitze des Doms ist zu fein und steht zu isolirt da, um ein fesselnder Punkt für das Auge zu werden. Unmittelbar vor der Stadt will es Einem gar nicht zu Sinne, als ob dieser glänzende dünne Schaft, der fast wie ein Maßbaum am blauen Hintergrunde des Himmels sich abzeichnet, die hohe Spitze des weltberühmten, in allen Sprachen Europa's besungenen Marmorplatten-Domes seyn soll." Als aber nun das ganze majestätische Meisterwerk der Baukunst, an dem so viele Jahrhunderte gekünstelt haben, in seiner Ganzheit nahe vor ihm stand, begriff er die Bewunderung, zu dem alle Beschauer hingerissen werden, vollkommen. „Der Straßburger Münster, die Dome von Köln, Rheims, Antwerpen, die Kirchen in Nürnberg mögen als Meisterwerke reinsten gothisch-germanischen Baustyls in der Kunstgeschichte von größerer Bedeutung seyn, als der Dom von Mailand; an Majestät und wirksamer äußerer Pracht können sie ihn doch nicht übertreffen. Ein Blick freilich sagt uns schon, daß an diesem Riesebau Jahrhunderte lang Meisterhände Marmorblock auf Marmorblock fügten und unwürdige Pfücher mit verdorbenem Geschmack die edlen Blüten der Kunst durch stümperhafte Anhängsel wieder verunstalteten. Diesen Eindruck macht wenigstens die Fassade, in der alle mögliche Baustyle mosaikartig durcheinandergewirrt sind. Glücklicherweise verschwinden diese mangelhaften Einzelheiten vor der Großartigkeit des imposanten und in seiner Art einzigen Gebäudes. Freudiges Staunen erfaßt den Beschauer, und indem der schwindelnde Blick von Bogen zu Bogen, von Thurm zu Thurm, von Statue zu Statue schweift und hinaufsteigt bis zur vergoldeten Madonna auf dem höchsten Gipfel des Hauptturms, sind Bewunderung und künstlerische Andacht die einzig vorherrschenden Gefühle eines für das Erhabene empfänglichen Menschen. Schon bei Tage, wenn der duftige, dunkelblaue Himmel Italiens über dem blendend weißen Marmorbau sich wölbt, ist der Anblick desselben entzückend, doch ungleich erhabener erscheint er im milden Lichte des Vollmonds. Dann glaubt man das wunderbare Werk stillschaffender Geister vor sich aufsteigen und den bleichen Geist einer Kirche, wie nur die ausschweifendste Phantasie ihn sich erfinden kann, vollendet vor sich zu sehen.“ In der That, wenn man bedenkt, daß sowohl das Dach wie alle übrigen zahllosen Vorsprünge des Domes von Marmorstatuen wimmeln, die zum Theil von kolossaler Größe sind — ihre Gesamtzahl soll 4500 betragen — und die Zahl der Spitzen und gothischen Zacken noch bei weitem größer ist, da mit ihnen alle Theile der Außenseite wie besät sind: so kann man den Eindruck, wie ihn der Verfasser schildert, wohl begreifen.

Wir übergehen, was er uns von den italienischen Sitten, den Theatern und der Geistlichkeit in der Lombardei erzählt, indem wir das Recht des Referenten üben, über schon bekanntere oder unwesentlichere Dinge schnell hinwegzuquellen. Von Genua dagegen, wo wir uns lieber etwas länger aufgehalten hätten, sind wir wider Willen gezwungen, zu schweigen, weil der Reisende, durch schlechtes Wetter verhindert, zu wenig in Augenschein nehmen konnte, um uns darüber interessante Mittheilungen zu machen. Nach kurzer Ueberfahrt landete er in Livorno, einer Stadt, die von Jahr zu Jahr auf Kosten Genua's an Bedeutung gewinnt. Beide Städte bilden übrigens in jeder Beziehung einen schroffen Gegensatz. „Von Genua's ehemaliger Größe“, sagt unser Verfasser in einer kurzen Parallele der beiden Städte, „sind, wie von Venedigs Macht, nur noch die stolzen Paläste und Kunstschätze übrig, nicht mehr die Mittel, wodurch dieselben erworben wurden. Das junge, industriellere, speculationsfähnere und für den Handel mit der Levante jedenfalls auch vortheilhafter gelegene Livorno, welches außer einer in Erz gegossenen Statue Ferdinand's I. weder Sehenswürdigkeiten noch altitalische Paläste aufzuweisen hat, da es vielmehr ein dem Charakter echt italienischer Städte fremdes, modernes Aussehen hat, untergräbt den schon seit längerer Zeit gesunkenen Handel Genua's, so daß der letztere, wenn auch neben dem Livorno's fortbestehen, doch schwerlich wieder so sich heben wird, um mit der glücklicheren Schwester wetteifern zu können. Livorno steht jedenfalls noch eine große Zukunft bevor, so daß es unter glücklichen Zeitumständen und bei gänzlicher Handels- und Gewissensfreiheit, welche letztere sehr zu beachten ist, in vielleicht nicht gar langer Zeit das Hamburg des Mittelmeeres werden kann. In seinen geräumigen, tiefen und durch einen prachtvollen Molo gegen den Andrang der Bogen geschützten sicheren Freihäfen laufen jährlich 5—6000 Schiffe aller Nationen ein. Handel und Wandel in der Stadt sind völlig frei; es bedarf kein Mensch dazu einer Konzession wie bei uns, und um den Glauben der Handelstreibenden kümmeret man sich eben so wenig, weshalb es hier gute katholische Christen, protestantische Refex, Griechen, Juden, Armenier, Türken und Heiden (?) giebt, die Einer den Anderen im Gebet und Gottesdienst nicht im geringsten stören, Alle aber von einander durch Tausch und Handel zu gewinnen suchen. Jedes Bekenntniß hat, wie dies auch in Triest der Fall ist, seine Kirche; selbst eine türkische Moschee giebt es in Livorno. Seit kurzem ist Livorno mit Pisa durch eine Eisenbahn verbunden, die sich bereits bis Pontedera im Arnothal erstreckt. Sie führt durch die Maremmen, jene wasserreichen sumpfigen Niederungen, die das Klima Livorno's besonders für den Fremden ungesund machen.“ (Schluß folgt.)

England.

Charakter der Diplomatie und diplomatische Charaktere.

(Schluß.)

Die Namen Heinrich Fox und William Pitt haben einen historischen Klang. Ersterer war zweimal, 1755 und 1762, Minister des Auswärtigen; dieser verwaltete denselben Posten im Jahre 1756. Der Graf von Shelburne, Minister im Jahre 1766, besaß eine noch größere Ausbildung als Fox und der

Graf von Chatham. Indes hat der Ruf zuweilen seine Launen; die unterrichteten und in der politischen Geschichte bewanderten Leute kennen allein das Geheimniß dieses misgünstigen Verdienstes. Sollen wir noch von Weymouth, Rochford, Suffolk, Stormont, Hillsborough sprechen? Zu welchem Zweck? Sie scheinen sich nur mit den Geschäften befaßt zu haben, um zu beweisen, bis zu welchem Grade die Mittelmäßigkeit, selbst wenn sie die höchste Stellung im Staate behauptet, unbekannt bleibt.

Der zweite Pitt blieb immer, obwohl 20 Jahr Premier-Minister, in Betreff der auswärtigen Politik ziemlich ununterrichtet. Ganz im Gegensatz zur englischen Gewohnheit, hatte er seine Bildung nicht durch Reisen zu vervollkommen gesucht; deshalb konzentrierte sich seine ganze geistige Thätigkeit und alle Energie seines kraftvollen Charakters in der Lösung inländischer oder rein kommerzieller Fragen, besonders im Anfange seiner Laufbahn; auch ließen ihm die unaufhörlichen Kämpfe innerhalb der parlamentarischen Arena mit seinen zahlreichen und erbitterten Feinden kaum Zeit, einen Blick über diese Schranken hinauszuerwerfen. Später allerdings, als er Krieg führte mit der französischen Revolution und besonders mit dem großen Feldherrn, der aus ihr hervorging, wandte sich seine Aufmerksamkeit gänzlich von seinen früheren Bestrebungen ab und dem Schauplatz dieses neuen Kampfes zu, wo er auch jetzt, wie früher nach einer anderen Seite hin, eine nicht gewöhnliche Energie offenbarte. Aber seine Ansichten, obwohl mit seiner gewohnten Beredsamkeit dargelegt und durch überzeugende und mächtige Gründe unterstüzt, stammten nichtsdestoweniger aus einem eigenfinnigen, unvorsichtigen und leidenschaftlichen Geiste, der ihn verhinderte, ein großer Diplomat zu werden. In dieser Beziehung war ihm Charles Fox, sein Rival, bedeutend überlegen. Dieser hatte viel gelesen, weite und lange Reisen gemacht und stets eine gewisse Reizung für die auswärtige Politik gezeigt. Auch Lord Grenville und sein Bruder Thomas kannten dieselbe, so wie die europäischen Staatsmänner der damaligen Zeit, die bestehenden Verträge u. s. f., sehr gründlich, ohne indes das Genie Pitt's zu besitzen.

Der verstorbene Graf Grey, welcher damals den Titel Lord Howick führte, ersetzte Fox in seiner Stellung als Staats-Secretair der äußeren Angelegenheiten. Es ist nicht allgemein bekannt, daß, mit Ausnahme von Lord Holland, Lord Malmesbury und Lord Harrowby, kein Staatsmann der modernen Zeit tiefer in die Geheimnisse der europäischen Politik eingeweiht war, als Lord Howick. Nachdem er als Herr Charles Grey zwei bis drei Jahre den Kontinent bereist hatte, verfloßen noch zwanzig Jahre, ehe er die Leitung des auswärtigen Ministeriums übernahm, und dennoch hatte er von seinen Reisen eine so seltene Bekanntschaft mit den fremden Höfen und der diplomatischen Sprache bewahrt, daß er hierin von keinem englischen Diplomaten übertroffen worden ist.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Ministerium erhielten nach einander Herr Canning und Lord Wellesley das Portefeuille des Auswärtigen. Zwar kamen sie ihrem Vorgänger in der Kenntniß der europäischen Verhältnisse nicht gleich, doch kann man namentlich dem ersteren von ihnen das Prädikat eines gewandten Redners, gebildeten Schriftstellers und gründlichen Literaturkenners nicht absprechen. Lord Dudley und Ward, Freund und Günstling Canning's und später sein Verwandter durch Heirat, verdankte ihm auch die Stellung, die jener vorher inne gehabt hatte. Er war in gewisser Beziehung ein vollendeter Staatsmann, und wenn ihm die stillische Energie und Würde mangelten, so besaß er dafür in desto ausgezeichneterem Maße Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit der Kenntnisse, Klarheit und Lebendigkeit der Rede und eine epigrammatische Schärfe, in der ihn kein englischer Minister bisher übertroffen hat.

Lord Palmerston, der gegenwärtig die Stellung eines Staats-Secretairs der auswärtigen Angelegenheiten bekleidet, gelangte zum ersten Male zu diesem wichtigen Posten im Jahre 1830. Seine vollendete Erfahrung, sein Talent in der öffentlichen Diskussion, seine Strenge in der Aufrechterhaltung der seitens des von ihm repräsentirten Landes eingegangenen Verträge sind über allen Zweifel erhaben. Als Leiter einer Unterhandlung rühmt man seine Kaltblütigkeit, seine Gegenwart des Geistes, seine Gewandtheit und erkennt an, daß er jene beiden vom Lord Chesterfield so oft empfohlenen Eigenschaften in sich vereinige: das suaviter in modo und — noch in höherem Grade als jenes — das fortiter in re.

Was seinen Nebenbuhler, Lord Aberdeen, betrifft, der zweimal, im J. 1834 und 1841, mit Sir Robert Peel Minister war, so muß man seine ausgedehnten Kenntnisse, seinen loyalen Charakter und seine patriotische Gesinnung gebührend anerkennen. Aber stets kalt, gemessen und gesammelt, läßt er doch einerseits eine gewisse Verachtung gegen seine Gegner durchblicken, andererseits besitzt er die Langsamkeit, die pedantische Feierlichkeit und — fast möchte man sagen — die leere Wichtigthuerei und philiströse Kleinigkeitskrämerei, die einen Geist zweiter Klasse bezeichnen. An den inneren Angelegenheiten des Landes hat er stets nur geringen Antheil genommen, was erklärt, daß er nicht nur von seinen Landesleuten wenig gekannt, sondern auch von denen, die ihn kennen, wenig geliebt wird.

Was unser Verfasser, dem wir bisher aus guten Gründen nicht widersprochen haben, hier über Lord Aberdeen sagt, möchte doch nur cum grano salis anzunehmen seyn. Offenbar gehört derselbe zur Whigpartei, was schon aus seiner großen Abneigung gegen Sir Robert Peel hervorgeht, den er an einer anderen Stelle mit dem hinterlistigen Felden Sheridan's, Joseph Surface, vergleicht; eine Abneigung, die mehr oder weniger auf sein Urtheil über Lord Aberdeen Einfluß haben muß. Zum Schluß unseres Auszuges wollen wir noch einige nicht unwichtige Bemerkungen unseres Verfassers über die verschiedene Art der diplomatischen Ausbildung in den verschiedenen Staaten Europa's mittheilen.

In Frankreich, Preußen und fast in allen anderen Königreichen des Festlandes können die unbekanntesten und aus dem niedrigsten Stande entsprungenen Männer mit Hilfe ihres Talents bis zu den höchsten Stellungen der diplomatischen Laufbahn sich erheben. Aber die englische Constitution, und besonders die englischen Sitten, werfen „die kalten Schatten der Aristokratie“ zwischen das Verdienst und dessen Anerkennung. Abgesehen von wenigen Ausnahmen, kann Niemand die diplomatische Laufbahn betreten, der nicht schon durch die Geburt alle Vortheile des Ranges und des Reichthums mit auf die Welt gebracht hat. Wenn ein junger Mann ohne Gönner und aus niederem Stande um eine Stelle bei den stürzunzelnden Bürokraten von Downing-Street nachsuchte, und wüßte er eben so viel Sprachen wie der Cardinal Rezzofante und wäre er so gründlich mit dem Völkerrecht bekannt, wie Grotius, Wolf oder Bynkershoek, so würde er bald zur Einsicht kommen, daß man bei allen möglichen Talenten und Kenntnissen noch ganz etwas Anderes bedarf, um in diese exklusiven Schichten der Beamten-Aristokratie aufgenommen zu werden. Es bedarf keines Beweises, wie lächerlich solche Ausschließlichkeit ist. Die Diplomatie ist eine Wissenschaft wie die Jurisprudenz, die Medizin u. s. f. Wer hat es sich nun wohl je einfallen lassen, daß der Sohn z. B. eines Königs oder Grafen nothwendig bessere Fähigkeiten zu einem Advokaten oder Arzt mit auf die Welt brächte, als irgend ein Anderer? Liegt nicht darin — besonders für das kaufmännische England, wo die wesentlichsten Interessen des Landes in den Büreaux der Staatskanzlei verhandelt werden — eine große Widersinnigkeit, daß zu den Secretairen und Attachés eine Menge minderjähriger Patrizieröhne genommen werden, die kaum das Gymnasium verlassen haben, und die kein anderes Interesse an solchen Posten haben, als die Freude, dadurch die Gelegenheit zu erlangen, auf Kosten der Nation sich ein wenig in der Welt umzusehen? Betrachten wir die Ausbildung solcher jungen Leute etwas genauer.

Wenn sie Oxford oder Cambridge verlassen haben, wo sie keine andere Unterweisung erhalten haben, als alle übrigen jungen gebildeten Engländer, werden sie als Legations-Secretaire zu den englischen Gesandten, sey es in Paris, Wien, Petersburg, Konstantinopel, Berlin, Madrid u. s. f. — ohne die Wahl ihres künftigen Aufenthaltsorts nach ihren Kenntnissen oder sonstigen Berufseigenschaften zu bestimmen — abgesandt. Reunundneunzig unter Hundert von diesen jungen gentlemen wissen kein Wort von der Geschichte und den Einrichtungen des Landes, wohin sie gehen. Sie kennen weder seine Produkte, noch den Zustand seines Handels, noch seine finanziellen Verhältnisse, noch die ersten Anfangsgründe seiner Sprache. Vor zwanzig Jahren etwa war dieser Zustand ein normaler. Seitdem hat man einige Mal darauf aufmerksam gemacht, ohne indes auf ein Mittel zu seiner Abhilfe bedacht zu seyn. Woher sollen sie auch das Französische, Deutsche, Italiänische lernen? Noch heutzutage sehen, trotz der anerkennungswürdigen Bemühungen des Doktor Pantrep am College zu Eton, die englischen Unterrichts-Anstalten, selbst die Universitäten, in dieser Beziehung weit hinter denen der anderen Nationen zurück. Man kann sich also darüber nicht wundern, wenn der Gesandte, wie mir vor 15 Jahren ein solcher von sich versicherte, in schwierigen und wichtigen Fällen oder bei Angelegenheiten, in denen Zeitverlust mit Nachtheilen verbunden ist, seine Frau bitten muß, die Kopirung der Depeschen zu übernehmen.

Auf den Universitäten des Festlandes existiren größtentheils Lehrstühle, die ausdrücklich für das Staatsrecht und die diplomatischen Wissenschaften bestimmt sind. Im vorigen Jahrhundert war Leyden durch seine Professoren für diese beiden Objekte so berühmt, daß Chesterfield sich dorthin begab, um sich für seinen Gesandtschaftsposten gehörig vorzubereiten. Nach Leyden zeichnete sich Göttingen in diesen Fächern aus, und noch ist kein halbes Jahrhundert verflossen, als Martens^{*)}, der einen dauernden Ruf zurückgelassen hat, dort seine Vorlesungen über die ars diplomatia vor einer großen Zuschauermenge hielt. Uebrigens wird jede diplomatische Ausbildung als unvollendet betrachtet, die nicht auf dem Studium nicht nur des Völkerrechts, sondern auch des Römischen und Kanonischen Rechts gegründet ist. Dies findet seine Anwendung vorzugweise in Deutschland und Holland. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts existirte in Straßburg ein Professor der diplomatischen Wissenschaft, welche die Eigenthümlichkeit hat, daß es scheint, als ob sie weder von bestimmten Prinzipien zu deduziren noch in einer konsequenten Methode vorzutragen sey. Es war dies der gelehrte Koch, der Verfasser der „Europäischen Revolutionen“ und der „Geschichte der Friedensstrakte“. Aus seiner Schule sind fast sämtliche berühmte Diplomaten der modernen Zeit hervorgegangen. Fürst Metternich, Premier-Minister von Oesterreich; Montgelas, Premier-Minister von Bayern; der Graf Johann Philipp von Cobenzel, österreichischer Gesandter auf dem Kongress zu Teschen und in Paris 1805; Christ. Fried. Pfeffel, der von Seiten Frankreichs behufs der Regulirung der Rheingränge ernannte Commissair; der Graf Otto Stadelberg, russischer Bevollmächtigter in Drottningholm; Siroganov, russischer General und Gesandter; Toksoi, Bevollmächtigter des Kaiser Alexander auf dem Kongress zu Erfurt; Rasumowsky, nach einander Gesandter in Schweden, Oesterreich und Bevollmächtigter zu Chatillon und Wien; der Graf v. Narbonne, Kriegsminister Ludwig's XVI.; der Fürst de la Tremouille; der Herzog von Lévis; Herr von Tracy; Herr de la Salle; Herr von Brézé; Herr von Cusine u. A. m. Wir brauchen, nachdem wir die Namen seiner Schüler genannt, nicht noch darauf hinzuweisen, welchen Vortheil sie von den Vorlesungen ihres Lehrers gezogen haben. In der That hat dieser ausgezeichnete Mann kaum einen Schüler gehabt, der in der Folge nicht eine glänzende

diplomatische Carrière gemacht hat, von Metternich herab bis zu seinem bescheidenen Mitarbeiter, dem preussischen Gesandtschaftsrath zu Paris, Schöll^{*)}.

Hierbei ist es nun gewiß als ein merkwürdiger Umstand, keinesweges aber als ein bedeutungsloser Zufall zu betrachten, daß sich unter allen Schülern Koch's wohl Franzosen, Deutsche, Russen, Schweden, Dänen u. s. f., aber kein einziger Engländer findet. Es scheint nämlich in England bei den Aristokraten Prinzip zu seyn, daß sie bei Uebernahme eines Amtes niemals darauf bedacht sind, sich dazu die nöthigen Vorkenntnisse zu verschaffen. Das mag in jeder anderen Stellung eher angewandt seyn, als im diplomatischen Fache. Denn hier kann man nur durch eine lange Vorschule sich die nothwendigen Kenntnisse verschaffen, die hauptsächlich durch das Studium der Geschichte und Politik der Völker, der verschiedenen Verträge, ihrer Bedingungen und möglichen Konsequenzen u. s. w. erreicht werden. Ein junger, englischer Diplomat kommt z. B. mit 22—23 Jahren, voll Lebenslust, Gesundheit und gutem Willen, aber ohne ein Wort Deutsch zu verstehen, nach Wien oder Berlin. Wird er nun, reich, von Adel und in der großen Welt gern gesehen, wie er es ist, sich in seine vier Bände mit den Institutiones juris naturae et gentium von Wolf, den Quaestiones juris publici von Bynkershoek, dem Codex diplomaticus von Leibniz, dem deutschen Reichs-Archiv oder dem Staatsrechts-Lexikon von Lunig und Pempel u. s. f. einschließen? Schwerlich; denn dazu gehörte vor allen Dingen die Fähigkeit, den Text dieser Werke zu verstehen — eine Fähigkeit, die ihm völlig abgeht.

Nur unsere^{**)} ungläubliche Unkenntniß dieser und anderer Autoritäten ist Schuld an unserer im Durchschnitt großen diplomatischen Schwäche. Jeder Gesandte oder Gesandtschafts-Secretair der Höfe des Continents weiß, wenn es sich um die Lösung einer zweifelhaften Territorialfrage oder um die Bestimmung von Schifffahrtsrechten handelt, vor allen Dingen, von welchen Prinzipien des Völkerrechts aus dieselbe behandelt werden muß. Er kennt nicht nur die Uebereinkünfte und Traktate, die Cessionen und Acquisitionen, mögen sie sich auf das Recht der Eroberung oder auf ein Erbschaftsrecht gründen, welche das gesammte Rechtsmaterial jedes kaiserlichen oder königlichen Hauses ausmachen. Außerdem weiß er die genealogische Geschichte jedes derselben auswendig. Nun denn — man mag mir als Anwendung dieser Thatfachen auf die englischen Diplomaten die bescheidene Frage gestatten — giebt es in England wohl einen Herzog oder Marquis, der am Hofe zu Berlin oder Wien im Stande wäre, sich in eine Stegreif-Diskussion über die einfache Tagesfrage z. B. der spanischen Doppelheirat einzulassen? Giebt es Einen unter ihnen, der mit einem deutschen, holländischen oder dänischen Diplomaten eine Erörterung des Utrechter Vertrages vorzunehmen befähigt wäre, wenn er sich nicht für eine solche Gelegenheit in der Eile vorbereitet? Obschon alle englischen Zeitungen mehrere Monate hindurch ihr Urtheil über jene berühmten Friedens-Abschlüsse abgegeben haben, so hat doch nicht eine einzige sich darauf eingelassen, den Text derselben abzudrucken, und vielleicht giebt es unter ihren Redacteurs ebenfalls keinen, der nur einmal in seinem Leben sich die Mühe gegeben, ihn in seiner ganzen Ausdehnung durchzulesen. Setze man nun z. B. den Fall, daß, anstatt des Utrechter Vertrages, die Streitfrage über das Erbrecht in den Herzogthümern Schleswig und Holstein und über die präteritirten Ansprüche des Königs von Dänemark, des Herzogs von Augustenburg und des Hauses Romanoff, dieses letzten Sproßlings eines der Abkömmlinge, welche im Jahre 1694 dem Herzoge Albert von Gottorp folgten, aufs Tapet käme, da würden unsere am besten vorbereiteten Lords mit ihren genealogischen und diplomatischen Kenntnissen sehr in Verlegenheit gerathen.

Auch Amerika versteht sich weit besser auf diesen Zweig der Wissenschaften, als England, weil dort eben so wenig wie in den Staaten des europäischen Festlandes auf die Abkunft und den Reichthum, sondern nur auf das Talent und den Fleiß der jungen Diplomaten gesehen wird. Gewöhnlich werden deshalb die diplomatischen Stellen mit Advokaten, Publizisten, Professoren, überhaupt mit unterrichteten und einsichtsvollen Männern besetzt. Namen wie Franklin, Jefferson, Adams, Pinkney, Rufus King, Pickering, Randolph, Morris, Everett, Wheaton, Maclean, Clay, Gallatin, Washington Irving, Hughes, Babbey Thompson und Willis, fast sämmtlich ausgezeichnete Rechtsgelehrte oder Männer der Wissenschaft im engeren Sinne, beweisen das zur Genüge. Deshalb können wir dreist darauf eine Wette eingehen, daß man uns einen Fall nachweise, bei welchem Bruder Jonathan hinteres Licht geführt worden sey.

Wir schließen hier unseren Auszug mit der Bemerkung, daß unser Verfasser am Schluß seines Artikels noch das Versprechen giebt, in einer anderen Arbeit auf die Fehler des englischen Konsulatwesens aufmerksam zu machen und auch hier in eine Vergleichung Englands mit den Continental-Staaten einzugehen.

^{*)} Wir bemerken hierbei, daß Schöll sich um die Herausgabe der Römischen Schriften sehr verdient gemacht, indem er nicht bloß Koch's: *Tableau des revolutions de l'Europe, depuis le bouleversement de l'empire Romain en Occident jusqu'à nos jours* (die neueste Aufl. zu Paris in 4 Bden.) bis auf die Restauration der Bourbons (in 3 Bden.) fortgeführt, sondern auch dessen *Abrégé de l'histoire des traités de paix depuis la paix de Westphalie*, so wie dessen *Tableau des traités entre la France et les puissances étrangères depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours* vervollständigt und herausgab. Die Werke sind sämmtlich französisch geschrieben, weil diese Sprache damals noch mehr als jetzt Hofsprache, also auch diplomatische Sprache war.

^{**)} Der Leser erinnere sich, daß der Verf. ein Engländer ist.

^{*)} Martens ist der Verfasser des *Manuel diplomatique*, in der zweiten Auflage unter dem Titel: *Guide diplomatique*.

Frankreich.

Frankreich und der Sklavenhandel.

Wir haben vor kurzem unseren Lesern einige Bemerkungen über den jetzigen Zustand des Sklavenhandels mitgetheilt, aus denen sich ergab, wie wenig noch immer an eine Unterdrückung oder auch nur an eine bedeutende Verminderung desselben zu denken sey. Daß es namentlich nicht in Frankreichs Gewalt liege, bessere Resultate, als die bisherigen, herbeizuführen, erhellt aus folgenden Angaben, die wir einem französischen Journal — dem *Semour* — entnehmen und mit welchen wir jene früheren Bemerkungen vervollständigen.

Der Marquis von La Rochefoucauld-Viancourt hat — sagt die genannte Zeitschrift — bei Diskussion des Marine-Budgets in der Deputirten-Kammer auf die Nutzlosigkeit der Kreuzer aufmerksam gemacht, die Frankreich zur Unterdrückung des Sklavenhandels mit großen Kosten unterhält. In der Mehrzahl der Fälle müssen die von den französischen Seeleuten weggenommenen Negerfahrzeuge freigegeben und auf Staatskosten entschädigt werden. Vor dem Jahre 1846 hat Frankreich nicht ein einziges Negerfahrzeug weggenommen, im Jahre 1846 hat es zwölf weggenommen, allein kein einziges von diesen hat verurtheilt werden können. Bei weitem erfolgreicher, wiewohl ebenfalls ungenügend, war Englands repressives Verfahren; England hat bis zum Jahre 1846 75 Schiffe weggenommen, von denen der größere Theil verurtheilt und konfisziert ward.

Hier der Schlüssel zu diesen so verschiedenen Ergebnissen. England hat mit Brasilien, Portugal und Spanien Verträge geschlossen, die ihm das Durchsuchungsrecht (*droit de visite*) gestatten; Frankreich hat mit keiner dieser drei Mächte einen derartigen Vertrag: es hat nur mit Sardinien, Dänemark, Schweden und Neapel, d. h. gerade mit denjenigen Mächten, unter deren Flagge der Sklavenhandel nicht betrieben wird, Conventionen abgeschlossen. In Betreff anderer Mächte beschränkt Frankreichs Recht sich darauf, daß es verifiziren darf, ob ein Schiff Anspruch auf die Flagge hat, welche es führt. Diese Verifikation ist das Geschäft der Kreuzer; aber sie mögen während desselben noch so deutlich erkennen, daß ein Schiff zum Sklavenhandel bestimmt ist, sie dürfen es nicht als ein Negerfahrzeug wegnehmen, sobald es sich — wie fast immer der Fall — als ein portugiesisches, spanisches oder brasilianisches ausweist; wollen sie es wegnehmen, so müssen sie es als Piratenschiff wegnehmen. In diesem Fall kommt die Sache vor den Staatsrath, der niemals über Beschuldigungen wegen Sklavenhandels erkannt hat, wohl aber Erkenntnisse bei Beschuldigungen wegen Piraterie erläßt. Damit aber auf das Vorhandenseyn von Piraterie erkannt werde, kommt es gewöhnlich auf Zweierlei an: erstlich müssen die Schiffspapiere nicht in Ordnung, zweitens muß das Schiff ein bewaffnetes seyn. Bei den zwölf 1846 weggenommenen Fahrzeugen fand sich nun wohl das erste, aber nicht das zweite Merkmal; sie waren nicht bewaffnet gewesen, und der Staatsrath konnte daher die Wegnahme derselben als gesetzlich nicht anerkennen.

Wenn diese Erklärungen den Staatsrath rechtfertigen, so beweisen sie zugleich die gänzliche Nutzlosigkeit der französischen Kreuzer. Da der Sklavenhandel allein auf den Schiffen solcher Mächte getrieben wird, die Frankreich das Durchsuchungsrecht nicht zugestanden haben, so kann letzteres ihre Negerfahrzeuge nur als Piraten-Schiffe anhalten und wegnehmen. Die Sklavenschiffe aber, sobald sie nur unbewaffnet sind, entgehen jener sie gefährdenden Qualifikation und brauchen eine Verurtheilung in Frankreich nicht zu fürchten, und man darf annehmen, daß in Zukunft überhaupt kein Sklavenschiff mehr bewaffnet seyn wird. Es ergibt sich daraus, daß Frankreich zur Unterdrückung des Sklavenhandels schlechterdings Nichts thun kann; daß es nicht in seiner Macht liegt, der Sache der Menschheit Dienste zu leisten. Die Erklärungen der Regierung besagen nichts Anderes; alles Geld, welches die Kreuzerflotte an der afrikanischen Flotte kostet, wird für Nichts ausgegeben.

Mit Unwillen vernahm die Kammer aus Herrn v. Gasparin's Munde, daß die Regierung, die dem Sklavenhandel an der afrikanischen Küste keinen Einhalt zu thun vermag, eben so wenig einem anderen Sklavenhandel, der von den französischen Kolonien aus betrieben wird, zu steuern gewußt hat. Es werden gegen alle Gesetze Sklaven von Guadeloupe nach Cuba gesendet und dort verkauft. Wollen die Kolonisten sich etwa ihrer Sklaven entledigen, weil sie die Abschaffung der Sklaverei voraussehen? Es würde dies wenigstens darthun, daß selbst in ihren Augen die Emancipation unvermeidlich und nahe bevorstehend ist.

Die Regierung hat angekündigt, daß sie bei den spanischen Autoritäten die Wiederauslieferung der nach Portorico eingeführten Sklaven reklamirt habe, und daß die Letzteren bei ihrer Rückkehr für frei erklärt werden sollten. Hoffen wir wenigstens, daß der für diese Schwarzen gezahlte Preis nicht den Menschenveräußern in Guadeloupe zu Gute kommen und daß nicht der königliche Schatz die spanischen Käufer entschädigen werde. R. v. G.

Mannigfaltiges.

— Muhammedanische Ceremonien. Ein Reisender, der Konstantinopel besuchte, wurde in der Vorstadt Pera in einen kreisförmigen Saal geführt und erblickte dort 26 Derwische, die eben im Gebete begriffen waren und in tiefer Andacht auf den Knien lagen; sie warfen sich oft auf den Boden und berührten die Erde mit der Stirn. Auf orientalische Weise gekleidet, den Kopf in eine lange graue Mütze vermunnt, stellten sie sich innerhalb des

Saales auf, umgeben von andächtigen Türken, die ihr Gebet mit dem ihrigen vereinigten. Plötzlich sang ein Derwisch, der eine Bühne bestiegen hatte, an zu singen und wiederholte 99 Mal das Wort *Allah*; alle Mönche verbeugten sich, warfen sich auf die Erde, fuhren mit den Händen an die Brust, an den Kopf, an den Bart und an die Ohren auf eine ziemlich lächerliche Art. Nach diesen Vorkehrungen erscholl eine wilde Musik. Der Anführer der Derwische, mit einem schönen Mantel von violetter Tuche angethan, wandte sich gegen die Versammlung, betete mit hoher Stimme während einiger Minuten und begann in dem Saale umherzugehen; alle Derwische folgten ihm nach, indessen sie sich unter stetem Herumwirbeln gegenseitig begrüßten. Nachdem sie dreimal um den Saal gegangen waren, stellte sich der Anführer auf seinen Teppich; alle Derwische warfen ihre Mäntel ab und zeigten sich nun in langen weißen Röcken. Dann kam der erste des Trupps, küßte dem Vorsteher die Hand und fing sogleich an, sich im Geben herumzuwirbeln. Zuletzt waren seine Arme über die Brust gekreuzt; er streckte sich dann aus, und 20 andere ahmten seinen Gang wie seine Geberde nach. Sie bildeten drei Kreise; unter fortwährendem Herumwirbeln und Zurgehen behielten sie immer ihre gegenseitige Stellung. Ein Novize von ungefähr 10 Jahren war bei diesem ermüdenden Schauspiel; seine Wangen färbten sich purpurroth. Bei jedem Zwischenspiel wurden die Gesichter der Gaukler bleich und gelb, doch sangen sie immer wieder mit neuer Ergebung an. In jedem Dienstag und Freitag wiederholt sich dieses Schauspiel. — In Skutari singen die sogenannten heulenden Derwische damit an, daß sie den Ring ihres Anführers küßten; sie stellten sich in einen Halbkreis vor ihn auf Schaffelle von verschiedenen Farben und traten hernach in den Hintergrund des Saales. Der Scheik oder Vorsteher stand nun auf, betete einige Augenblicke, und alsbald sangen seine Untergebenen an mit lauter Stimme zu beten, während sie tausenderlei lächerliche Grimassen machten. Bald beugten sie sich von der Rechten zur Linken, bald verneigten sie sich tief; ihr Körper war beständig in Bewegung. Das Singen und Schreien ist betäubend für die Anwesenden. Der Schweiß floß reichlich über die blassen Lohngesichter. Ein Knabe von 14 Jahren, der sich besonders heftig geberdete, stürzte mit Zudungen zur Erde; es sollte dies vom Geiste Gottes bewirkt seyn. Ein Mann von riesenhafter Stärke stürzte eben so. Die Derwische beeiferten sich um sie her, rieben ihnen einigemal die Beine, die Hände, das Gesicht, fahnen sie mit kräftiger Hand und stellten sie wieder auf die Füße. Nun standen diese zwei Menschen im Saale aufrecht mit niedergeschlagenen Augen, unbeweglich wie Bildsäulen, sicher in der Ueberzeugung, daß sie bei den Umstehenden einen außerordentlichen Eindruck machten. — Der Sultan besucht oft das Kloster der Derwische zu Pera und bleibt dort stundenlang.

— Unbefruchteter Pflanzensamen keimt. In einer der General-Versammlungen der British Association hat man wieder die Meinung einer gewissen Partei der Physiologen in Anregung gebracht, die die Behauptung aufgestellt haben, daß die wesentlichsten Elemente zur Bildung des Embryo schon vor der Befruchtung durch den Pollen existirten, und daß die Thätigkeit des letzteren sich auf eine bloße Anregung beschränke, wodurch die Selbstentwicklung des Keims hervorgerufen werde. Man hat für die Richtigkeit dieser Ansicht gewisse Thatsachen angeführt, welche als merkwürdige Ausnahmen von dem allgemeinen Gesetz der Befruchtung angesehen werden können. Die Pflanzengattung, welche in dieser Beziehung die merkwürdigste Erscheinung darbietet, ist ein neuholländischer Strauch, *Coelebotryne ilicifolia* von S. Smith, den man seit mehreren Jahren im botanischen Garten zu Kew kultivirt. Obgleich nämlich dieses Gewächs nur weibliche Blüten zeigt, so hat es doch stets Samen geliefert, die, nachdem sie die gehörige Reife erlangt hatten, sich als vollkommen befruchtet erwiesen und forpflanzten. Die Pflanzen, welche aus ihm entstanden, gleichen der Mutterpflanze in jeder Rücksicht vollkommen. Man behauptet ausdrücklich, daß die aufmerksamste Untersuchung nicht die geringste Spur von einer männlichen Blüte, noch auch irgend eine Andeutung von Staubfäden hat entdecken können. Was aber das Merkwürdigste bei der Sache ist, man hat neuerlich in Neuholland ein Exemplar dieser Gattung entdeckt, das nur männliche Blüten zeigte. Hiermit hat man ein anderes Faktum in Verbindung gesetzt, welches im Jahr 1845 vom Professor Gasparini in Neapel bekannt gemacht wurde und das sich auf einen von diesem erzogenen Feigenbaum bezieht. Auch diesem fehlte jede männliche Blüte, ohne daß dadurch die Fruchtbarkeit der Samen, welche einen vollständigen Embryo enthielten, verhindert worden wäre, obgleich eine eigentliche Befruchtung schon deswegen nicht stattfinden konnte, weil Gasparini die betreffenden Blüten frühzeitig hermetisch verschlossen hatte, damit nicht vielleicht ein Insekt den männlichen Samen hineintrüge, so daß kein Zweifel über die wirkliche Selbstbefruchtung der Pflanze ohne männlichen Samen übrig bleiben kann.

Literarischer Anzeiger.

In unserm Verlage erscheint und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

A. de Lamartine
Histoire des Girondins. | Geschichte der Girondisten.

Elegante Ausgabe in Octav, auf feinem Velinpapier.

Preis eines Bandes 1 Thlr.

Leipzig, im August 1847.

Brockhaus & Avenarius.